

BÜCHER

HUXLEY

Island in the Sun

Achtung!" weckt eine Stimme den schlafenden Schiffbrüchigen, „Achtung, Achtung!"

Als der Journalist Will Farnaby mit schmerzdem Kopf, verletzt und erschöpft, auf tropischer Urwaldlichtung zu sich kommt, erkennt er, daß ihn ein exotischer Vogel mit menschlicher Stimme anruft. Und nach weiterer Umschau erkennt er auch den Ort, an dem er an Land gespült worden ist: „Dies hier war Pala, die verbotene Insel, der Ort, den noch nie ein Journalist betreten hat.“

Der Journalist Farnaby, Sonderkorrespondent mit Sonderauftrag seines britischen Zeitungs-Lords Joe Aldehyde, ist der Held, Pala der Titelschauplatz des neuen Huxley-Romans „Island“ — „Insel“ —, der unlängst in England erschien*.

Drei Jahrzehnte nach seiner satirischen Zukunftsvision „Brave New World“ — deutsche Titel nacheinander: „Welt — wohin“ (1932), „Wackere neue Welt“ (1949), „Schöne neue Welt“ (1952) — hat der 68jährige Romancier Aldous Huxley ein philanthropisches Gegenstück zur zynisch-pessimistischen Utopie vom perfekten Staat des Jahres „632 nach Ford“ verfaßt.

Während die „prophetische Fabel“ von der braven neuen Welt in Brut- und Normzentralen gezüchtete Menschenwesen vorführt, die keine seelischen Komplikationen mehr kennen und in glückseligem Schwachsinn dahinleben, sollen die Einwohner des fiktiven Modell-Eilands in Äquator-Nähe nach Willen des zu pazifistischer Güte gereiften Autors demonstrieren, daß Erdenglück auch bei geistiger Tätigkeit und trotz aller sozialen und politischen Gegenwartsprobleme möglich ist.

Huxley in seinem „Insel“-Roman: „Mehr oder weniger ein Drittel aller Sorge ist für die Person, für die ich mich selbst halte, unvermeidbar... Die restlichen zwei Drittel aller Sorge sind selbstgefertigt und, was das Universum angeht, unnötig.“

Wie dieses partielle Paradies, Huxleys Reißbrettarbeit zufolge, aussieht, darf der reisende Zeitungsschreiber Will in aller Ausführlichkeit erfahren. Der Journalist, nach Europäer-Art desillusioniert, defekt und zynisch („Ja ist für mich keine Antwort“), wird nach seinem Schiffbruch in die friedfertige Palanesier-Kommune aufgenommen, die er ohnehin im Auftrag seines Verlegers besuchen wollte. Er wird gepflegt, in Pala-Gewohnheiten unterrichtet und instruiert, auf welche Weise der ideale Insel-Staat zustande gekommen ist.

Das gegenwärtige Gemeinwesen Pala, so erdachte es sich der Sozial-Utopist Huxley, ist das Ergebnis eines Experiments, das vor mehr als hundert Jahren von zwei Männern begonnen wurde — von dem erst kalvinistischen, später atheistischen schottischen Arzt MacPhail und dem Inselfürsten Murugan, der als „Radscha der Reform“ in die palanesische Geschichte eingegangen ist. Der Radscha und sein abendländischer

* Aldous Huxley: „Island“, Chatto & Windus, London; 288 Seiten; 18 Shilling.

Leibarzt MacPhail hatten im vergangenen Jahrhundert gemeinsam das Insel-Dasein reformiert und ihren Untertanen alles geboten, was europäischer Erfindergeist und orientalische Lebensart an Nachahmenswertem bieten können.

Diese Auslese — vom Westen wurden Elektrizität, Medizin und Biologie übernommen, der Osten steuerte buddhistische Religiosität und erotische Tradition bei — erwies sich nach hundertjährigem Training als überaus segensreich. Farnabys palanesische Gastgeber, selbstgenügsam und mit einem eben noch menschlichen Quantum gesunden Menschenverstandes begabt, verstehen ihr Dasein zu genießen; sie sind ohne Ehrgeiz, sind fortschrittunwillig und vermögen weder mit kommunistischen Errungenschaften noch mit kapitalistischen Finessen etwas anzufangen.



Utopist Huxley: Zwei Drittel Sorge zuviel

„Wir haben“, so wird dem Journalisten erklärt, „kein Bedürfnis nach euren Rennbooten oder eurem Fernsehen. Noch weniger nach euren Kriegen und Revolutionen, euren Renaissance, euren politischen Schlagworten, eurem metaphysischen Unsinn aus Rom und Moskau.“

Und vom Doktor Robert MacPhail, einem Urenkel des Reformators, erfährt Farnaby: „Wir produzieren und importieren nur das, was wir uns leisten können. Und dieses Leistungsvermögen wird nicht nur begrenzt durch unseren Vorrat an Pfunden und Mark und Dollars, sondern auch und vor allem ... durch unseren Wunsch, glücklich zu sein, unseren Ehrgeiz, ganz und gar menschlich zu werden.“

Um diesen ehrgeizigen Wunsch erfüllen zu können, haben sich die Palanesier nahezu vollkommen von der Außenwelt abgeschlossen. Sie haben auf eine Armee verzichtet, ihre reichen Ölquellen bleiben ungenutzt, sie üben strenge Geburtenkontrolle und verhindern mit Hilfe von gründlichen Untersuchungen, mit Blutproben und psychologischen

Tests die Aufzucht von möglichen Verbrechen und möglichen Diktatoren — folgerichtig gibt es auf Pala auch keine Gefängnisse.

Den Kindern wird in der Schule neben Trigonometrie und Biologie gelehrt, wie man im hypnotischen Trance „Schicksalskontrolle“ — gekürzt „SK“ — ausübt und wie „Maithuna“ praktiziert wird, eine „Jogaübung der Liebe“, die Huxley mit „männlicher Enthaltsamkeit“ umschreibt.

Auch die häusliche Erziehung der heranwachsenden Insulaner weicht von Gewohnheiten westlicher Zivilisation ab: Palas Kinder dürfen, wenn es ihnen im elterlichen Haus nicht mehr behagt, bei anderen Familien Asyl suchen, und das Wort „Mutter“ ist einzig „die Bezeichnung für eine Funktion. Wenn die Funktion nach Gebühr erfüllt worden ist, erlischt der Titel“.

Die Palanesier produzieren, finanzieren und profitieren in der Art von Genossenschaften, üben sich, „auf vernünftige Weise irrational zu sein“, und nähern sich der von Buddha geforderten Erleuchtung mit Hilfe der „Mokscha Medizin“ — einer aus Pilzen gewonnenen Droge, die Farnabys Erfahrung und Huxleys detaillierter Beschreibung zufolge, einen ähnlichen Helligkeitsrausch verschafft wie das Kaktus-Gift Meskalin, dessen Wirkung Huxley nach einem Selbstexperiment 1954 in seinem Bericht „Die Pforten der Wahrnehmung“ beschrieben hatte.

Ein Vergleich zwischen der frühen „prophetischen Fabel“ von der wackeren neuen Welt und dem späten „Insel“-Modell demonstriert überdeutlich, daß Skepsis und Zynismus literaturträchtiger sind als reformatorische Träden: Über seinem didaktischen Eifer, zu demonstrieren, wie schön es in der Welt zugehen könnte, wäre sie nach seinen Plänen zugeschnitten, hat Huxley sein satirisches Talent vernachlässigt und zuweilen sogar das Erzählen vergessen: „Island“ ist weniger ein Roman als eine Folge dramatisierter, keineswegs immer sehr spannender Essays über Gesetzesreform, künstliche Befruchtung und die Freuden der Promiskuität, über Psychoanalyse und buddhistische Versenkung, über Erziehungs- und Industrialisierungsprobleme.

Nur zuweilen verwandelt sich der Sonderkorrespondent Farnaby vom schweigsamen Beobachter zum nicht allzu ehrbaren Romanhelden — zum Beispiel, wenn er versucht, den Auftrag seines Verlegers auszuführen: Lord Aldehyde, der außer seinen Zeitungen auch eine Ölgesellschaft dirigiert, möchte durch Farnabys Vermittlung der Rani von Pala Ölkonzessionen abkaufen.

Die Fürstin ist auch nicht abgeneigt. Sie und ihr Sohn Murugan Mailendra

vermögen ohnehin der Biederkeit ihrer Untertanen, deren Sexualpraxis und Denkungsart keinen Geschmack abzugewinnen. Angewidert klagen sie über ihr Volk: „Kein Fortschritt, nur Sex, Sex, Sex.“

Thronerbe Murugan, ein Ephebe mit homoerotischen Neigungen, der in Europa erzogen worden ist, mit Vorliebe den Katalog des amerikanischen Versandhauses Sears-Roebuck studiert und sich für Motorräder und moderne Waffen begeistert, bereitet eine Reform vor, die das Inselvolk aus seiner Isolation befreien soll.

Murugan hat Erfolg. Er holt zum Schluß die Truppen der diktatorisch regierten Nachbar-Insel zu Hilfe und proklamiert den unwilligen Palanesiern das neue Zeitalter des Fortschritts. Journalist Farnaby, vom europäischen Nihilisten zum Musterschüler palanesischer

St.-Honoré in Glockenröcken ihre Pirouetten drehten, rüstete sich bereits der Hertie-Konzern, Patron von 48 deutschen Warenhäusern, für einen Werbefeldzug, „daß die Wand wackelt“.

Der Feldzug gilt dem Versuch, vierzig Cardin-Modelle hierzulande einzubürgern. Sie sollen, nach des Schöpfers Schnitt aus französischen Stoffen, aber in deutschen Werkstätten genäht, noch in diesem Oktober angeboten werden, zu Preisen um 350 Mark für ein Kleid, um 450 Mark für einen Mantel. Cardins in der besseren Welt vertrauter Name soll Damen in die Hertie-Häuser locken, die dort als „anspruchsvolle Verbraucherinnen“ firmieren.

Die Idee zu dieser Aktion stammt von Cardin. Bei den Hertie-Leuten empfahl ihn der Erfolg, den das Kaufhaus Printemps am Pariser Boulevard Haussmann schon einheimst: Dort

mich 510 000 Mark gekostet. Wenn ich nur auf Privatkunden angewiesen wäre, müßte ich für ein Kleid 17 000 Mark nehmen.“

Der Verkauf kostspieliger Modelle an exklusive Kundinnen ist nur der eine, der Verkauf von Kopierrechten für nahezu alle Pariser Modehäuser der zweite Fuß, auf dem sie stehen. Wie Pierre Cardin für Hertie, arbeiten jetzt Jacques Heim für einen amerikanischen und einen englischen Großbetrieb, Louis Feraud für die vierzig amerikanischen Filialen von Saks, Yves Saint-Laurent für das Londoner Haus Fortune and Mason. Außer dem Honorar trösten meist sechsstelligen Lizenzgebühren die Couturiers darüber hinweg, ihre Namensschilder auf wohlfeilen Kleidern und in enger Nachbarschaft von Meterware vorzufinden.

Schon zuckt Pierre Cardin, von dem die „New York Times“ vor Jahresfrist noch zu berichten wußte, das Geld fehle „noch immer in seiner Registrierkasse“, nachsichtig die Schultern über Kollegen, die sich von schwierigen Zeitläuften zur Strecke bringen lassen. „Unfähige“, sagt er, „gibt es immer.“

Cardin, der für den Regisseur René Clair und für den Schriftsteller Marcel Achard die Roben für deren Antrittsvorstellung in der Académie française herstellte — die je etwa 10 000 Mark für die grünlichen, mit Goldtressen bestickten Capes und Fräcke werden von Freunden der neugewählten „Unsterblichen“ aufgebracht —, versteht durchaus, die Chancen des Massenvertriebs zu nutzen: „Eine Idee, die sich nicht verkaufen läßt, ist zu nichts nütze.“

Gut verkaufen läßt sich zum Beispiel eine große Auflage der Ballon-Schirmmütze, die Cardin der Schauspielerin Jeanne Moreau für den Film „Jules und Jim“ entworfen hat: in kariertem Leinen wird sie im Kaufhaus Printemps, in ledergepaspeltem Samt in Cardins Salon feilgeboten.

Die Risiken, die für die Pariser Couturiers in der Hinwendung zum Massenvertrieb liegen, nennt „Paris Match“ einen „langsamen Selbstmord“. „Zwischen einer zu teuren, nur wenigen Auserwählten vorbehaltenen und einer zu massiven Produktion“, meditiert das Blatt, hätten die Couturiers „einen schweren Weg zu wählen“.

Tatsächlich laborieren die Couturiers derzeit an dem Kunststück herum, eigenhändig ihre teuren Kleider auch billig zu machen, und verhindern nicht, daß ihre teuren Kleider den billigen recht ähnlich sind. Bald sind sie nur noch durch Stoff, Verarbeitung und den Kennerblick des Betrachters zu unterscheiden.

Indes sieht der flinke Cardin auch aus diesem Dilemma schon einen Ausweg: Er kündigte eine Modenschau an, zu der keine Einkäufer, keine Photographen, sondern nur die Damen Zutritt haben sollen, „die anders aussehen wollen als die andern“. Auf die Frage, worin sich die neuen Kleider für diese Damen von den andern neuen Kleidern unterscheiden sollen, offenbarte er: „In den Stoffen, in den Details. Es wird alles viel kostbarer.“

Eines sollen aber alle Cardin-Kleider, die teuren, die nicht so teuren und die ungewöhnlich teuren, gemeinsam haben — einen langen Rock. Von ihm wollen sich auch die Hertie-Leute nicht trennen, es sei denn, „daß sich unsere Kundinnen daran stoßen“.



Couturier Cardin, Bewunderer: Lange Röcke für Hertie

Prägung bekehrt, resigniert: Die Inselbewohner „waren zu gut — das war ihr Verbrechen. So etwas war einfach nicht erlaubt“.

Resigniert gab sich auch noch ein anderer Journalist — der Rezensent der Londoner „Times“: „Einige vierzig Jahre lang hat uns Mr. Huxley amüsiert, verwirrt oder verärgert, aber er hat uns nie gelangweilt. Damit ist es nun vorbei.“

schmücken seit einem halben Jahr Cardins schwarz-weiße Namensetikette das Futter von fünfzehn Modellen. Dabei schreckt es den Modemacher nicht, Kleider dutzendweise auf lange Stangen aufgereiht zu sehen, die jenen Modellen sehr wohl ähneln, für die er in seinem eigenen Salon den Kundinnen 2200 Mark abverlangt hat. Pierre Cardin: „Alle Welt kopiert uns, warum soll ich mich nicht selbst kopieren?“

Mit seinem zügigen Marsch auf die Kaufhäuser gilt der 40jährige, hohlwangige Cardin unter seinen Kollegen als Bahnbrecher. Außer beim Kaufhaus Printemps und dem Hertie-Konzern steht er bei einem amerikanischen Warenhaus unter Vertrag und hofft zudem auf baldigen Anschluß an einen Italiener.

Der Trieb zum Massenvertrieb in einer Branche, die sich jahrzehntlang mit der Erfindung von Luxus für wenige begnügte, geistert derzeit an der Seine unter dem Begriff „Demokratisierung der Mode“ herum. Diese Demokratisierung hat mancherlei Risiken, aber nur einen Ursprung. Pierre Cardin: „Meine letzte Kollektion hat

MODE

CARDIN

Im Kaufhaus

Neun Mannequins — unter ihnen eine Japanerin und eine Zigeunerin — führten die 199 Kleider Pierre Cardins vor und damit das einzige, was in der milden Pariser Modewinter-Vorschau etwas Luftbewegung machte: Röcke, acht Zentimeter länger als bisher.

Während noch die neun über den Veloursfußböden in der Rue du Faubourg